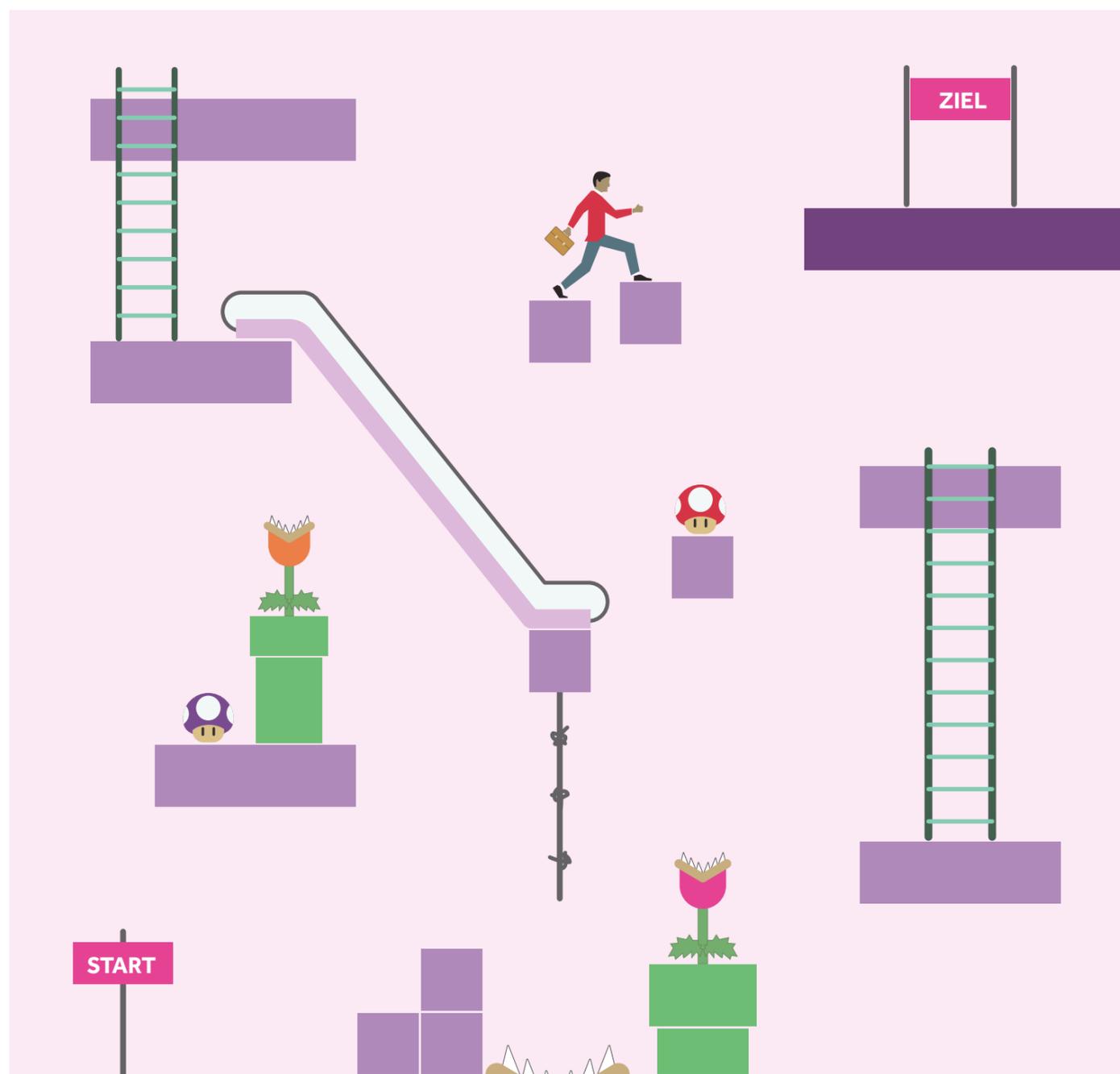


h

02 / 2017

INFO

HOTTINGEN WIRTSCHAFTSGYMNASIUM
HANDELS- UND INFORMATIKMITTELSCHULE



Neben- und Umwege *Mit Mut und Leidenschaft ans Ziel*

EDITORIAL
INTERVIEW
THEATER
SWISS ECONOMIC FORUM

SEITE 2
SEITE 4-5
SEITE 6-7
SEITE 15

MINT-Woche / Seite 8-9

MINT macht Lust auf mehr

Forum KSH / Seite 12-13

**Wohnen müssen alle –
bloss wie?**

Akzent Entrepreneurship / Seite 14

**Medien- und Krisen-
kommunikation**

Öko-logisch! / Seite 16

**Können wir guten Ge-
wissens in den Zürcher
Seen baden?**

Kolumne / Seite 20

Abenteuer

TERMINE

21 / 11 / 2017

Schnuppertag

23 / 11 / 2017

**Forum KSH «The day the
music died»: Musikin-
dustrie und Streaming-
dienste**

21 / 12 / 2017

Weihnachtskonzert

HOTTINGEN IST DIE
KANTONSSCHULE FÜR
WIRTSCHAFT UND RECHT
MIT INNOVATIVEM
UND PRAXISBEZOGENEM
BILDUNGSANGEBOT IM
RAUM ZÜRICH.

Neben- und Umwege

Liebe Leserin,
lieber Leser

VON SANDRA NUSSBAUMER

Sie kennen bestimmt diese Namensstatistiken. Und ich meine jetzt nicht die der beliebtesten und innerhalb eines Jahres am häufigsten vergebenen Vornamen, sondern die, gemäss derer sich aufgrund des Vornamens Aussagen über den beruflichen Erfolg und die Karriereaussichten eines Kindes treffen lassen. Glaubt man diesen Statistiken, so dürfen sich die Kevins, Justins und Britneys unseres Landes leider nur geringe Chancen auf gut bezahlte Jobs in verantwortungsvollen Positionen in seriösen Branchen ausrechnen, während den Maximilians, Charlottes und Sophies eine vielversprechende Zukunft beschieden ist. Ach, wenn doch alles nur so einfach wäre...

Würden allerdings wir über unsere Rubrik «Interview» eine Namensstatistik führen, der Name Nicolas läge ganz weit vorne. Nach Nicholas Reppas in der letzten Ausgabe setzen wir unsere Gesprächsreihe mit ehemaligen Schülerinnen und Schülern, die eine ungewöhnliche berufliche Laufbahn eingeschlagen haben, in dieser Ausgabe mit Nico Maeder fort. Der bekannte und erfolgreiche Zürcher Gastronom hat an der Kanti Hottingen die HMS absolviert und anschliessend statt eines Studiums an der HWV das gemacht, was seine wirkliche Leidenschaft ist: kellnern. Heute führt er nicht weniger als sieben Gastronomiebetriebe in der Stadt Zürich sowie eine Beratungsfirma, mit der er verschiedene Gastro-Events konzipiert und organisiert. Danach gefragt, was er unseren Schülerinnen und Schülern in puncto Karriereplanung raten würde,

meinte Maeder im Interview, es sei wichtig, ein Ziel zu haben. Genauso wichtig sei es allerdings, dieses Ziel nicht nur auf dem Hauptweg zu verfolgen, sondern ab und an auch Nebenwege zu beschreiten, ja gar Umwege zu gehen.

Zu wissen, wer man ist, wo die eigenen Stärken und Schwächen liegen und wohin der eigene Weg führen soll, ist als junger Mensch gar nicht immer so einfach. Dass man dabei ab und an auch auf Nebenwegen geht oder Umwege macht, ist völlig normal und zahlt sich in den meisten Fällen wahrscheinlich auch aus, solange man nicht auf Abwege gerät. Und wer weiss, vielleicht wird der Nebenweg sogar zum Hauptweg... Letzteren verlässt in dieser Ausgabe beispielsweise Shanice Vervoort, die am diesjährigen Swiss Economic Forum in Interlaken teilgenommen hat und darüber berichtet, oder die Schülerinnen und Schüler aus dem Freifachkurs Theater. Mit einer fulminanten Inszenierung von Urs Widmers «Top Dogs» haben sie das Publikum restlos begeistert. Bei so viel schauspielerischem Talent und Können ist es durchaus denkbar, dass der eine oder andere Karriereweg über diesen schultheaterlichen Nebenweg führt.

Bevor Sie jetzt aber eine Namensänderung beantragen: Wir geben keine Garantie für Karriere und Erfolg. Und auch nicht dafür, dass man mit dem Namen Nicolas automatisch als Interviewpartner in diesem Heft landet!



Redaktion

Bild oben: Sandra Nussbaumer

Bild unten: Barbara Ingold

Céline Thut
Gzd, Schuljahr 2010/11
«Typotekture»



Gastronom aus Leidenschaft

Nach Abschluss der HMS wollte Nico Maeder lieber kellnern, statt ein Studium an der HWV zu absolvieren. Heute gehört er zu den erfolgreichsten Gastronomen der Stadt Zürich.

nicht gut an. Auch in den drei Wochen Husi waren wir keine Lämmchen. Die Leiterin hatte keinen Draht zu Jugendlichen, jedenfalls zu uns nicht. Wir haben uns von ihr permanent provoziert, ja geradezu herausgefordert gefühlt. Ich erinnere mich, dass wir in einer Nacht im Studentakt vor ihrem Zimmer gestaubsaugt haben. Heute denke ich, das grenzte schon fast an Folter. (Grinst.)

Sie waren also kein einfacher Schüler. Eigentlich bin ich immer gerne zur Schule gegangen. Als ich an die Kanti Hottingen kam, war ich allerdings gerade in einer rebellischen Phase. Das hatte zur Folge, dass ich am Ende der Probezeit im Wirtschaftsgymn eine negative Abweichung von 5.5 Punkten hatte. Nach einem Internatsaufenthalt in England nahm ich ein Jahr später in der HMS einen zweiten Anlauf. Dieser war wesentlich erfolgreicher, wobei ich ehrlicherweise zugeben muss, dass ich leistungsmässig immer auf der Kippe stand. Wenn ich einen Lehrer mochte, war ich gut, wenn nicht, dann nicht. Ich glaube, an Klassenkonventen war ich oft Thema. Ausser am Schluss. Da habe ich noch einmal richtig Gas gegeben, um einen Schnitt von 4.75 zu erreichen, denn damit konnte man an der HWV oder anderen Fachhochschulen studieren.

...was Sie aber nie gemacht haben. Richtig. Ich hatte zwar den verlangten Notenschnitt, aber nach dem Abschluss der HMS wollte ich zuerst einmal arbeiten und Geld verdienen. Aus dem ursprünglich geplanten halben Jahr als Kellner sind nun 20 Jahre in der Gastronomie geworden. (Lacht.)

Bereuen Sie, kein Studium absolviert zu haben? Nein, keineswegs. Ich bin auch nicht sicher, ob dieser Weg so von Erfolg gekrönt gewesen wäre, denn ich bin eher praktisch veranlagt, kein Theoretiker. Überhaupt bereue ich wenig. Das Einzige, was ich manchmal bedaure, ist, keine Kochlehre gemacht zu haben.

Warum sind Sie in der Gastronomie hängen geblieben? Nun, es war weniger ein «Hängenbleiben» als vielmehr eine mehr oder minder bewusste Entscheidung. Und diese haben sicherlich

 «KURZ BEVOR DAS
 STUDIUM ANFING,
 HABE ICH MICH JEWEILS
 WIEDER ABGEMELDET.»

verschiedene Faktoren beeinflusst. Beispielsweise hatte ich durch meinen Vater das Glück, immer in den besten Hotels und Restaurants verkehrt zu haben. Ein erstes Interesse war also schon früh geweckt und die Latte hoch gelegt. Das ist mir später bei der Arbeit zugute gekommen, weil ich immer auch die Seite des Gastes gesehen habe. Während der Schulzeit habe ich gekellnert, um mir den Golfsport und die Teilnahme an Turnieren zu finanzieren. Mir hat diese Arbeit gefallen, vor allem der Umgang mit den Menschen. Ich war ja ein richtiger «Zürberg-Schnösel», wenn Sie so wollen. Durch die Arbeit in der Gastronomie bin ich mit vielen verschiedenen Menschen in Kontakt gekommen. Das hat mir die Augen für das Leben und die Welt geöffnet. Ausserdem fand ich motivierend, dass man auch als «kleiner Angestellter» Verantwortung übernimmt, zu Erfolg beziehungsweise Misserfolg beiträgt und unmittelbar eine Rückmeldung für die eigene Leistung erhält. Schliesslich habe ich schnell gemerkt, dass die Gastronomie eine Branche ist, in der man es zu etwas bringen kann, wenn man sich ein bisschen anstrengt. Zumindest war das vor 20 Jahren noch so.

Was haben denn Ihre Eltern dazu gesagt, dass Sie weder ein Studium noch eine Hotelfachschule oder Ähnliches absolvieren wollten?

Nach dem Abschluss der HMS habe ich mich, um meine Familie zu beruhigen, immer wieder an Fachhochschulen eingeschrieben und



Zürcher Gastronom Nico Maeder

mich, ein paar Wochen bevor es losging, wieder abgemeldet. Meine Eltern haben irgendwann gemerkt, dass ich das, was ich tue, leidenschaftlich und mit Erfolg mache, und haben mich meinen Weg gehen lassen. Meine Grossmutter jedoch wollte unbedingt, dass ich studiere. Das ging so weit, dass sie mir einmal angeboten hat, mir eine Wohnung zu finanzieren und mir noch dazu ein Taschengeld in der Höhe meines Kellnerlohns zu bezahlen, wenn ich nur studierte. (Lacht.) Doch irgendwann hat auch sie meine Berufswahl akzeptiert.

 «ES GIBT NICHTS
 SCHÖNERES, ALS WENN
 DER GAST ZUFRIEDEN
 IST.»

Sie sind heute einer der erfolgreichsten Gastronomen der Stadt Zürich. Welches waren die Meilensteine auf Ihrem beruflichen Weg?

In meiner Anfangszeit habe ich unter anderem im «Planet Hollywood» an der Bahnhofstrasse gearbeitet. Für diese amerikanische Restaurantkette bin ich später nach Deutschland gegangen, um die Kellner auszubilden. Mit 22 Jahren habe ich die Leitung des Restaurants «Urania», einer Tapas-Bar, übernommen,

dann für Freddy Burger Management das «Acqua» geführt. Als Meilenstein würde ich zudem die drei Jahre im Restaurant «Rive Gauche» der Hotels Baur au Lac bezeichnen. Dieter Meier, mit dem ich heute drei Betriebe führe, war dort oft zu Gast. Er hat mir das Versprechen abgenommen, dass, sollte ich mich einmal selbstständig machen wollen, ich zuerst ihn anrufe. Vor neun Jahren habe ich gemeinsam mit ihm das Restaurant «Bären-gasse» am Paradeplatz eröffnet. Und vor kurzem die «Brasserie Freilager» in Albisrieden.

Das klingt sehr beeindruckend...

Ich gebe zu: Da war auch immer etwas Glück dabei. Ich war zur richtigen Zeit am richtigen Ort oder habe die richtigen Leute gekannt. Netzwerken und Visitenkarten sammeln ist das A und O – nicht nur in dieser Branche. Diese beiden Elemente gepaart mit gesundem Menschenverstand und der richtigen Intuition haben mich letztlich dort hingeführt, wo ich heute bin.

Sie betreiben sieben Gastronomiebetriebe in Zürich.

Genau. Neben den bereits genannten sind das zum Beispiel noch die «Blaue Ente» beim Bahnhof Tiefenbrunnen oder die Bar «Atelier» am Paradeplatz. Ich bin verantwortlich für Konzept und Umsetzung sowie die Betreuung unserer Betriebsleiter. Mein Geschäftspartner Patrik Bruderer, ein Jurist, kümmert sich um die Zahlen. Ausserdem führe ich nebenbei

noch eine Event- und Beratungsfirma. Ich durfte diesen Sommer eine «Foodstreet» für das Moon-and-Stars-Festival in Locarno konzipieren und umsetzen. Zusätzlich bin ich bei der «Food Zürich» involviert, die im September in der ganzen Stadt zelebriert wurde.

Wie sieht Ihr Tagesablauf aus?

Im Büro bin ich nie, auch wenn ich eines habe, sondern immer vor Ort in den Betrieben. Dort schlage ich dann jeweils mein Büro auf. Man ist ja heute sehr flexibel. Ausserdem kann ich so auch immer bei den Gästen sein. Das ist mir wichtig. Ich springe ein, wenn im Service Not am Mann ist, und bin gerne Gastgeber. Es gibt für mich nichts Schöneres, als wenn der Gast zufrieden ist.

Und wie muss man sich die konzeptionelle Arbeit vorstellen?

Ich bin nicht der kreativste Gastronom in dieser Stadt, da gibt es ganz andere. Für mich sind eine klassische Karte, qualitativ gute Produkte und ein bequemer Stuhl das Wichtigste. Gerade Letzteres wird leicht unterschätzt. Für das Restaurant «Bären-gasse» hat Horgenglarus auf unseren Wunsch hin ein altes Modell neu aufgelegt. Aber auch eine Karte muss wohl durchdacht und abgestimmt sein auf die Grösse und die Infrastruktur der Küche. Mit der richtigen Speisekarte lassen sich Mitarbeiter sparen, mit der falschen eine ganze Küche lahmlegen. Genau gleich verhält es sich mit der Einrichtung einer Bar.

Wie inspirieren Sie sich für neue Projekte?

Wenn ich nicht schlafen kann, schaue ich alle Koch- und Gastroshows. (Lacht.) Ansonsten gehe ich mit offenen Augen durchs Leben.

Wie hat sich die Gastro-Branche in den letzten Jahren verändert?

Es sind keine einfachen Zeiten, nicht nur in unserer Branche. Zweifellos kann 2008 als Zäsur betrachtet werden. Seit der Finanzkrise ist das Konsumverhalten ein anderes, bewussteres. Das schlägt sich natürlich im Umsatz nieder. Damals haben wir gerade das Restaurant «Bären-gasse» eröffnet. Ich bin allerdings überzeugt, dass Qualität sich durchsetzt. Die Gastronomie ist kein einfa-

ches Business. Es dauert manchmal Jahre, bis man schwarze Zahlen schreibt – auch wenn der Laden läuft. Die Waren, die Angestellten, das Lokal. Als Gast macht man sich da vielleicht nicht so genaue Vorstellungen. Aber in der «Bären-gasse» kostet mich ein eingedeckter Tisch 8.- pro Gast, noch bevor der Gast überhaupt Platz genommen hat. Doch ich kann nicht klagen. Derzeit läuft für uns alles gut.

 «MANCHMAL TRÄUME
 ICH VON EINEM
 BOUTIQUE-HOTEL.»

Was sind Ihre Pläne für die kommenden Jahre?

Momentan bin ich zufrieden mit dem, was ich erreicht habe. Mein Ziel ist deshalb primär, den Status quo zu halten, unsere sieben Betriebe weiterhin so erfolgreich zu führen und meine konzeptionellen Aufträge gewinnbringend umzusetzen. Was die Zukunft bringt, werden wir sehen... Doch, ja, manchmal träume ich von einem Boutique-Hotel. Das wäre schön!

VON SANDRA NUSSBAUMER

Woran erinnern Sie sich, wenn Sie an Ihre Schulzeit an der Kanti Hottingen denken?

An viele Erlebnisse mit meinen Kollegen, Szenen aus dem Schulalltag, lustige Situationen. An die Menschen vor allem, Schüler wie Lehrer. Wir waren eine herausfordernde, aber eine coole Klasse. Sicher, wir haben viel «Seich» gemacht, alles ausgereizt, was irgendwie ging. Wir waren nicht bössartig oder zerstörerisch, sondern kreativ und haben uns auf eine liebenswürdige Art blöd benommen. Im Rückblick finde ich, wir hatten lässige Lehrer, auch wenn ich das damals vielleicht nicht so gesagt hätte. In meiner Wahrnehmung war es immer so, dass die Lehrer auch gerne über unsere Scherze gelacht hätten, aber nicht konnten, weil sie ja die Lehrer waren. Ich erinnere mich da an ein paar spassige Momente...

Zum Beispiel?

Einmal sollten wir eine Arbeit in Geografie schreiben. Weil wir ausser der Anzahl Seiten, die diese Arbeit umfassen sollte, keine Vorgaben hatten – Herr Suter war noch recht jung und unerfahren damals –, haben wir einfach ein paar Sätze in Schriftgrösse 36 abgegeben. Harmlos, aber wir fanden es witzig. Ein anderer Lehrer hat ganz offensichtlich die Mädchen in unserer Klasse bevorteilt. Wir haben das ein paar Mal zu thematisieren versucht, allerdings ohne Erfolg. Daraufhin habe ich angefangen, in seinen Lektionen in Frauenkleidern zu erscheinen. Das kam jedoch

Ein bitterböses Spiel vom Glanz und Elend des wirtschaftlichen Erfolgs

Susanna Rosati führte mit acht talentierten jungen Schauspielerinnen und Schauspielern «Top Dogs» von Urs Widmer auf, das heute so aktuell ist wie damals, als es entstand.

VON MARTIN STRAUSS

Vor gut 20 Jahren wurde dieses Werk des Schweizer Schriftstellers Urs Widmer als Projekt des Theaters am Neumarkt mit grossem Erfolg uraufgeführt. Nun hat sich Susanna Rosati mit 8 Schülerinnen und Schülern ans gleiche Werk gewagt und siehe da: Der Stoff hat an Aktualität nichts, aber auch gar nichts eingebüsst. Er ist im Gegenteil so aktuell geblieben wie damals; wegen der inzwischen kein bisschen menschlicher gewordenen Geschäftswelt ist er sogar noch brisanter geworden.

Die Welt der Wirtschaft – unter die Lupe genommen

Der überaus zeitkritische Autor Urs Widmer, den man bis vor kurzem noch mit langem Mantel und wehenden Haaren immer wieder kreuz und quer durchs Quartier Hottingen hat spazieren sehen können, hat die Welt der Wirtschaft aus einer schriftstellerischen Warte unter die Lupe genommen und dabei festgestellt, dass oft gerade die steilsten Karrieren vieler Manager von einem Tag auf den anderen ein abruptes Ende finden. Aufstieg und Fall, Glück und Elend liegen ja bekanntlich näher zusammen, als uns lieb ist.

Und gerade das hat die ebenso motivierte wie engagierte Theatertruppe unter der bewährten künstlerischen Leitung von Susanna Rosati anschaulich und eindringlich unter Beweis gestellt. Da gibt's einstige Grössen der Wirtschaft, welche einfach nicht wahrhaben wollen, dass sie entlassen worden sind, die, die als Vorgesetzte bis anhin selber Untergebene kaltherzig und ohne mit der Wimper zu zucken entlassen haben.

Wieder fit für den Arbeitsmarkt...

Es trifft nicht jeden, aber keiner ist davor wirklich sicher, was zu einer allgemeinen Verunsicherung führt, deren Ende noch lange nicht absehbar ist. Man bietet den oft fristlos entlassenen, unter Umständen langjährigen Mitgliedern der Geschäftsleitung vieles an, um über kurz oder lang wieder auf die Beine zu kommen. Diese wollen sich jedoch begreiflicherweise erst gar nicht auf all die Therapien und Rollenspiele einlassen, die sie angeblich wieder stark und fit für den nächsten Spitzenjob machen sollen. Mit der Zeit lassen sie sich dann aber doch darauf ein, weil ihre Lage sonst noch aussichtsloser und hoffnungsloser wird. Die Verzweiflung steht jedoch fast während dieses ganzen Psychodramas mit starkem Parabelcharakter im Zentrum des Geschehens. Die Hoffnung wächst nur ganz langsam und nur einem einzigen Opfer des Systems wird am Schluss ein Stellenangebot gemacht, was auf alle Stellenlosen – mindestens während den paar Minuten des Finales – eine beruhigende, ja beinahe erlösende Wirkung auszuüben scheint.

Es können noch Wunder geschehen

Die sieben weiterhin arbeitslosen Zurückgebliebenen winken erst zaghaft, dann aber doch überzeugter jener Figur nach, welche den Wiedereinstieg ins Erwerbsleben – wie durch ein Wunder – geschafft hat und freuen sich mit ihr, obwohl ihre persönliche Situation nach wie vor alles andere als rosig ist. «Tschüss» und «Auf Wiedersehen» kann man auf der letzten Seite der im Verlag der Autoren 1997 erschienenen Fassung des Stücks lesen und denkt sich dabei, dass ein Rückfall keineswegs ausgeschlossen ist und das Wiedersehen im Kreis der Stellenlosen leider durchaus im Bereich des Möglichen, wenn nicht des Wahrscheinlichen liegt.

Erneut könnte es geschehen, dass man aus der Bahn geworfen würde und sich wiederum mit den anderen Entlassenen im Kreis drehen würde, wie das an diesem denkwürdigen Abend vor zahlreich erschienenem Publikum in unserer Aula der Fall war.

Manege frei – wie im Zirkus

Im Zentrum, um das herum die Zuschauer Platz nahmen, war ein ziemlich grosser Kreis, eine Art Mauer von nur ein paar wenigen Zentimetern: ein genialer Einfall der Regie! Ganz wie im Zirkus handelte es sich dabei um eine Manege. Immer wieder traten einzelne Darsteller in die Mitte, um ihren Fall aufzurollen, während die anderen mehr oder weniger aufmerksam zuhörten und dabei sicher auch an ihr eigenes, nicht weniger rosiges Schicksal dachten.

Mehr als ein Blick in den Abgrund

Dabei kam es zu wahren Sternstunden, auch wenn es sich meist nur um zwei bis drei Minuten handelte. Die entlarvenden Blicke in gescheiterte Existenzen waren so eindrücklich, dass wohl niemand drum herum kommt, noch lange daran zurückzudenken. Abgründe taten sich auf, die so schnell nicht zugeschüttet werden können; Beziehungen wurden vor allen auf den Tisch gelegt, die längst keine mehr waren, ohne dass dies von den betroffenen Beteiligten bemerkt worden war. Und selbst im Nachhinein kann von Einsicht kaum



Die gefallenen Top Dogs im Outplacement-Training



Maxim Wyrsch als Bihler

die Rede sein, wenn der von Maxim Wyrsch meisterhaft gespielte Bihler sagt: Ich habe meine Ex-Frau mal mehr als ein Jahr per Fax geliebt, ging bestens. Auf solche Sätze wird in der Regel nicht geantwortet; sie werden von den Zuhörern sozusagen geschluckt, nur müde lächelnd zur Kenntnis genommen. Verdaut wird wenig; kaum je entgegnet jemand etwas; wo man sich widersetzen müsste, wird faul oder feige geschwiegen.

Das System der modernen Wirtschaft hat die meisten so abgestumpft, dass so etwas wie Sensibilität oder Mitgefühl neu entdeckt und erst wieder gelernt werden müsste, wonach es aber absolut nicht aussah, auch wenn sich das Publikum das sehnlichst gewünscht hätte.

Ein Stein des Anstosses

Wahrlich ein schwarzes Stück: Ohne Trost wird man entlassen. Man wurde jedoch so vor den Kopf gestossen, dass es nachhaltige wehtun wird. Kunst war in der Tat auch bei diesem Theaterstück von Urs Widmer kein Ruhekitzen, sondern weit eher ein Stein des Anstosses, der mit Sicherheit jeden auch in naher und ferner Zukunft beschäftigen wird, der mit offenen Augen und Ohren dabei war.

Vieles will einem nicht mehr aus dem Kopf gehen. Besonders lang wird mir das Paradebeispiel von Herrn Krause in Erinnerung bleiben, der von Joel Kurmann so intensiv verkörpert wurde, dass man ihm jedes Wort abnahm. Die Schilderung seines Leidens wurde zu einem der vielen Höhepunkte des Abends, zu einem wahren Kabinettstück, weil er die Folgen von Arbeitslosigkeit am grellsten beleuchtet hat: Man wollte mit ihm über seinen tiefen Fall vom hohen Pferd heulen und klagen, obwohl es allen klar war, dass die Lösung ganz anders aussieht. Man litt mit ihm mit. Wenn er davon sprach, dass es ihn überall juckte, begann es einen beinahe auch zu jucken, so sehr sprang der Funke ins Publikum.

Kaum war es bei ihm und den anderen vorbei mit den fetten Jahren des ökonomischen Erfolgs, wurden sie an Leib und Seele krank – oder machten ihre Mitmenschen krank. Der von Severin Peter grossartig interpretierte Herr Müller etwa sprach zum Beispiel ganz offen davon, dass seine Frau in der Psychiatrie gelandet sei und er dabei angeblich nur ohnmächtig zuschauen könne.

Warten auf eine bessere Welt

Das Publikum hat genauso ohnmächtig zugeguckt, wie sich die Protagonisten dieses traurigen, aber auch bitterbösen Spiels um Glanz und Elend der Top Dogs immer wieder sinnlos im Kreis gedreht haben, ohne je einen wirklich sinnvollen Ausweg aus all dem Jammer zu entdecken. Gerne hätte man ihnen zu einer neuen Stelle verholfen, ihnen

zu einem neuen Anlauf gratuliert und ihnen dabei beide Daumen gedrückt. Aber es sah bis zum Schluss ziemlich düster aus. Die Schweiz sei halt längst keine Insel der Seligen mehr, hiess es einmal und ein andermal wurde gesagt, Ethik und Moral, das sei lediglich Schnee von gestern.

Nur einmal kam so etwas wie Hoffnung auf, als Maxim Wyrsch das Bild einer besseren Welt wortreich und sprachgewandt entwarf, in der keiner nichts haben, keiner mit seinen Tränen allein sein werde; dann hat er allerdings doch hinzugefügt, was man lieber nicht gehört hätte. Er sagte, es gebe mal eine bessere, menschlichere Welt: Wenn nicht in diesem, dann im nächsten Jahrtausend! Und dazu gab's Konfettis, von denen die Manege übertoll war, Konfettis, die jedoch pechschwarz waren, so schwarz wie die gegenwärtigen Aussichten für allzu siegesgewisse Jungunternehmer und von sich voll und ganz überzeugte Karrieristen.

MINT macht Lust auf mehr

Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik

MINT Technik I

VON STEFAN SAXER (G3C)

Am Mittwochmorgen versammelten wir uns alle beim Gruppentreffpunkt am HB. Nun ja, fast alle, denn ein paar schafften es nicht so ganz rechtzeitig. Zuerst besuchten wir an diesem Tage die Fachhochschule Luzern, im Fokus stand dabei die Innenarchitektur. Zwei Leiter des Studienganges führten uns, indem sie je einen Vortrag hielten, in die Materie ein. Zusätzlich zeigte uns ein Student seine derzeitige praktische Projektarbeit, ein Konzept zur Innenraumgestaltung eines bestimmten Hauses im näheren Umkreis der Uni. Nach einer kurzen Führung durch die Räumlichkeiten der Uni und des Ateliers der Innenraumarchitektur-Studenten assen wir in der Uni-Kantine zu Mittag.

Am Nachmittag stand ein Besuch beim Energieunternehmen «Renercon» auf dem Programm. In Knonau führte uns der Geschäftsführer höchstpersönlich durch seine kleine Unternehmenszentrale. «Renercons» Hauptgeschäftsfelder liegen in der Planung von Photovoltaikanlagen und dem Betrieb von Holschnitzelheizungs-Wärmeverbänden. Bei dieser Art Heizung wird das Wasser in einem zentralen Ofen durch Holz erwärmt und anschliessend mit Rohren in die einzelnen Haushalte geleitet. Dadurch braucht nicht mehr jeder Haushalt seinen eigenen Boiler und spart einiges an Platz. Zusätzlich wird statt endlichem Erdöl nachwachsendes Holz aus der Region verbrannt. Nach der Besichtigung der Büroräumlichkeiten besuchten wir den Holzofen eines solchen Wärmeverbandes ein paar Dörfer weiter in Hedingen. Diese Exkursion war rückblickend das Highlight der MINT-Woche.

•

MINT Technik II

VON LOUIS GÜRBER UND CHRISTOPH SCHNÜRIGER (G3E)

In der MINT-Woche wurden wir in den Kurs Technik II eingeteilt, in dem es vor allem um Brücken- und Maschinenbau ging. In verschiedenen Workshops konnten wir unter anderem auch praktisch tätig sein, wie zum Beispiel im Workshop von Herrn Dr. Michael Dillo, einem Ingenieur, der sich schon seit vielen Jahren mit dem Thema Brückenbau beschäftigt.

Hier durften wir alle anpacken und unsere eigene Brücke aus verschiedenen, unstabil wirkenden Materialien konstruieren. In Gruppen konnten wir unsere Ideen verwirklichen und nach wenigen Stunden hatte jede Gruppe eine mehr oder weniger stabile Brücke gebaut. Die Stabilität wurde dann verglichen; die stabilste Brücke hielt sogar 90 Kilogramm stand! Genauso lehrreich, aber weniger praktisch, war der Besuch der Hochschule Luzern und die Exkursion zum Pilatuswerk in Stans. An der HSLU wurde uns das Studium Maschinenbau nähergebracht mit Vorträgen und Einblicken in die Labore und das Arbeiten der Studenten. In Stans wurde uns ein Blick hinter die sonst verschlossenen Türen des Flugzeugwerkes ermöglicht. In kleinen Gruppen wurden wir durch die Werkhallen und Werkstätten geführt, in denen die einzelnen Bauteile für ein Flugzeug entstehen. Hier war spannend zu sehen, was es alles braucht, bis ein Flugzeug funktionsfähig ist.

Alles in allem war der MINT-Kurs «Technik» eine einmalige Möglichkeit, in die Berufswelt des Ingenieurs einzutauchen und mehr über den Maschinenbau zu erfahren.

•

Informatik I

VON TIM REINHART (G3E)

Mit dem Thema Informatik verbindet man schnell Langeweile und sich in Kellern versteckende Nerds. Die Informatik-Arbeitswoche hat jedoch sicher einen Grossteil der Teilnehmer vom Gegenteil überzeugen können. Informatik ist wichtig und wird in der Zukunft immer wichtiger.

Wir haben die Woche mit einem Vortrag von Herrn Robert Weiss begonnen. Er hat uns über die Entwicklung und momentane Situation der digitalen Welt aufgeklärt. Mit unvorstellbaren Fakten, zum Beispiel bezüglich der enormen Steigerung der Rechenleistung von Mikroprozessoren hat er schon viele erstaunt und die Woche perfekt eingeleitet. Den Nachmittag verbrachten wir bei der Schweizer Firma «VirtaMed». Wir wurden durch die ganze Anlage des Herstellers von chirurgischen Simulatoren geführt. Einige Test-Simulatoren und andere Produkte konnten wir selber ausprobieren.

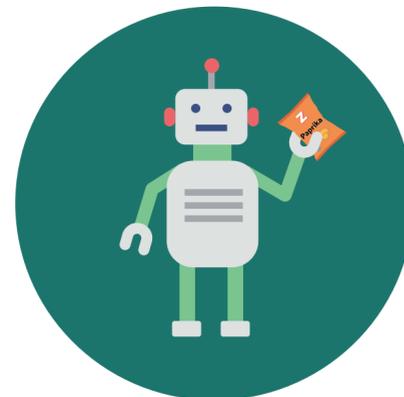
Am Dienstag absolvierten wir einen Robotik-Workshop mit Vance Carter, einem erfahrenen Ingenieur. Mit Hilfe des Programms «LabView» konnten wir einen Lego-Roboter programmieren. Es war erstaunlich, wie viel uns Vance Carter in nur einem Tag beibringen konnte. Wir waren in der Lage, einen Roboter zu programmieren, der in etwa das Gleiche kann wie ein Roboter-Rasenmäher.

Am Mittwochmorgen durften wir in einem äusserst lehrreichen Vortrag über das Informatik-Studium informieren lassen. Professor Stern von der ZHAW bombardierte uns förmlich mit erschreckenden Fakten zu

Informatik und wir lernten, wieso es bald essentiell sein wird, sich auf diesem Gebiet auszukennen. Heutzutage sollte sich jeder mit Informatik beschäftigen, denn bis 2022 werden Mikroprozessoren die Rechenleistung eines menschlichen Gehirns erreichen (100 Millionen MIPS) und bis 2049 die Rechenleistung der gesamten Menschheit! Informatik-Jobs werden herkömmliche Jobs zunehmend verdrängen und in Zukunft werden Informatiker definitiv vermehrt auch in Führungspositionen arbeiten, da nichts mehr ohne Informatik funktioniert und Unternehmen auf intelligente, gut ausgebildete Informatiker angewiesen sein werden.

Das Highlight der Woche war am Mittwoch-Nachmittag der Besuch von Google. Die Führung durch die Büros war umwerfend, die Anlagen für die Mitarbeiter sind mehr als ungewöhnlich, von Rutschbahnen bis zu Massageräumen gibt es alles, was man sich denken kann. Jedoch hat uns der begleitende «Google» auch gesagt, dass sie die Räumlichkeiten weniger nutzen als gedacht, vor allem werden sie für ein «Powernap» genutzt. Vorher absolvierten wir einen Workshop, wo wir ein Problem im «Google-Style» lösen mussten. (Das heisst grundsätzlich eine Gruppenarbeit mit Whiteboard und Post-its.) Die Woche gab einen sehr guten und tiefen Einblick in die Informatik sowie auch in verschiedene andere Ingenieurwissenschaften.

•



Informatik II

VON ILJA GEBISTORF (G3E)

«Im Spital ist der Informatiker heute wichtiger als der Chefarzt», sagt uns Herr Dr. Olaf Stern, Dozent an der ZHAW, «Wenn die Informatikabteilung ausfällt, ist der ganze Spital tot». Ein Cyberangriff hatte zum Beispiel in den USA ein Spital lahmgelegt – alle Patientendaten waren gesperrt – und das Spital hat aus der Not die Lösegeldforderung von 50'000 Franken bezahlt.

Schon nach dem Eröffnungsreferat von Herrn Robert Weiss (Computer- und Informatikexperte) am Montagmorgen war uns bewusst, dass sich heutzutage jeder mit Informatik befassen sollte. Voraussichtlich wird es im Jahr 2049 einen Mikroprozessor geben mit der Rechenleistung der ganzen Menschheit. Das Wachstum der Technik ist heute exponentiell. Dr. Stern machte uns bewusst, dass der gläserne Mensch heute schlichtweg eine Tatsache ist. Jeder kann über jeden jedwelche Information herausfinden. Die Supermärkte wissen, was man einkauft, die Arbeitgeber kennen unsere Partyfotos und die Polizei weiss, auf welchen Schmuddel-Seiten man sich herumtreibt. Jeder sollte sich bewusst sein, was für Spuren er im Netz hinterlässt. Herr Stern räumte auch mit unseren Vorurteilen über Informatiker auf. Sie sind nicht nur Programmierer oder Nerds, die im Keller an ihrem Rechner herumhängen. Informatik ist ein sehr breites Fachgebiet und durchdringt jede berufliche Branche. Der heutige Informatiker hat auch oft eine Führungsposition inne. Er diskutiert mit Chef und Kunde über die besten Lösungen für ein Problem und trifft Entscheidungen. Es hat sich gezeigt, dass Entscheidungen, die mit Hilfe von Informatik zuvor berechnet oder simuliert wurden, deutlich besser sind als Gefühlsentscheide. Ein Beispiel dafür wäre, dass ein selbstfahrendes Rennauto Kurven viel besser schneidet als ein Profirennfahrer. Beim selbstfahrenden

Auto ist alles zentimetergenau berechnet, der Rennfahrer jedoch schneidet die Kurven nur mit seinem Bauchgefühl.

Herr Stern teilte uns mit, dass die Schweiz einen Informatiker-Mangel von über 40'000 Leuten hat, Tendenz steigend. Die Schweiz bildet jährlich nur 2000 Informatiker aus. Wer heute also Informatik studiert und keinen gutbezahlten Job findet, hat irgendetwas falsch gemacht...

Viele andere Jobs werden in Zukunft wegfallen und automatisiert werden. (Kaufmann steht an zweiter Stelle der Streichliste, gleich nach der Kassierer:in.) Die Jobs, die in Zukunft erhalten bleiben, sind die, in denen Kreativität und Einfühlungsvermögen gefragt sind, denn dies kann keine Maschine so gut wie der Mensch.

•

Life Science I

VON ARANYA GIUPAGARAN UND NADINE KOLLER (G3D)

Wir starteten wissensdurstig unsere MINT-Woche im Kurs «Life Science I». Los ging es mit einem packenden Vortrag von Alina Dratva von Ing.ch, gefolgt von einem Referat von Robert Weiss über die Entwicklung der digitalen Welt. Obwohl man sagt, dass wir die Digitale Generation sind, wusste er natürlich besser Bescheid über den Aufbau dieser technologischen Geräte als wir.

Am Nachmittag besuchten wir das Institut für Neuroinformatik der Uni Zürich. Dies war besonders interessant, da wir mit doktorierenden Studenten sprechen durften, die uns über Ihre aktuellen Projekte informierten. Das Gehirn gilt als sehr strukturiert, was man von den Arbeitsplätzen dieses Institutes nicht wirklich behaupten kann. Umso strukturierter waren dafür die drei Fachdidaktiker der PHSG am Dienstagmorgen, die für unseren Lebensmitteltechnologie-Workshop teuerste Apparaturen aufgebaut hatten, mit denen wir verschiedene Lebensmittel analysierten. Beim Messen des Zuckergehaltes machten wir eine erstaunliche Entdeckung: Hätten Sie gewusst, dass eine Orange mehr Zucker enthält als eine Cola? Bei der Dufterkennung mussten wir an so vielen konzentrierten Duftproben riechen, dass unsere Geruchsnerven für die nächsten paar Stunden taub waren.

Als alle unsere Sinne sich wieder erholt hatten, ging es am Nachmittag mit einem Workshop über Technik und Ethik weiter. Wir setzten und mit verschiedenen hochaktuellen ethischen Fragen auseinander, wie zum Beispiel dem Ilisu-Staudamm in der Türkei. Hier stellte sich die Frage, unter welchen Bedingungen sich die Schweizer Firma ABB

– die als einzige über die Steuerungstechnologie für solch riesige Wasserkraftwerke verfügt – an diesem Projekt beteiligen darf, für dessen Realisierung 400'000 Einwohner zwangsumgesiedelt und viele Kulturgüter geflutet werden müssen...

Tags darauf besuchten wir das Paul-Scherrer-Institut, wo Tumore mittels Protonentherapie bekämpft werden. Leider konnten wir die Bestrahlungsgeräte nicht besichtigen und so blieb diese Führung recht theoretisch und für uns schwer verständlich. Das komplette Gegenteil war dann aber die Besichtigung der Fabrik Zweifel, denn dort konnten wir den gesamten (hochtechnologisierten) Produktionsprozess mitverfolgen und erst noch Chips probieren!

•

«Wild Animals» / Nass-in-Nass-Aquarell



Fach Bildnerisches Gestalten

Erstklässler des Gymnasiums aquarellierten Tierbilder mittels der sogenannten Nass-in-Nass-Technik. Es entstanden feine Farbübergänge in Darstellungen, die experimentell und verspielt aussehen. (Bild: Calvin Glarner)

Wohnen müssen alle – bloss wie?

Im dritten und letzten Forum des Schuljahres zum Thema «Nachbarn» standen neue Wohnformen im Mittelpunkt.

come, first serve». Da die Mietdauer bei ihren Apartments mit durchschnittlich 55 Nächten sehr kurz ist, wäre ein persönliches Bewerbungsgespräch zu aufwändig. Anders bei der städtischen Liegenschaftenverwaltung: Für jede ausgeschriebene Wohnung wird ein Mieterprofil erstellt, das die durchschnittliche Zusammensetzung der jeweiligen Quartierbevölkerung widerspiegeln soll. Ziel ist eine gute Durchmischung bezüglich Alter, Bildungsstatus und Herkunft, damit die bestehende Bevölkerungsstruktur auch längerfristig erhalten bleibt. Natürlich ist auch die Prüfung der Bonität ein Kriterium für eine Wohnungsvergabe.

Bei Otto Freis Wohnbaugenossenschaft wird keine Wohnung ohne vorgängiges persönliches Gespräch vergeben, dies, um herauszufinden, ob neue Mieter in die Hausgemeinschaft passen. Grundsätzlich haben junge oder zukünftige Familien den Vorrang. Neue Lebens- und Beziehungsformen bilden aber keinen Hinderungsgrund bei einer Wohnungsvergabe. Man lege aber grosses Augenmerk auf generationenübergreifendes Wohnen, das heisst, dass Alt, Jung, Singles, Familien und Personen mit Beeinträchtigung im selben Komplex leben.

Kleinere Wohnungen wieder beliebter

Aus ihren Recherchen schliessen die Schülerinnen und Schüler, es würden mehr grosse Wohnungen angeboten als kleinere, obwohl Letztere häufiger nachgefragt würden. Dem kann Claudio Durisch nicht beipflichten. Die Nachfrage orientiere sich eher am Preis als an der Wohnungsgrösse. Bei der städtischen Liegenschaftenverwaltung halte sich aktuell die Nachfrage zwischen klein und gross die Waage. Noch vor zehn Jahren seien Kleinwohnungen schwieriger zu vermieten gewesen, heute sehe das anders aus, was nicht zuletzt auf die markant gestiegenen Quadratmeterpreise zurückzuführen sei. Otto Frei weiss, dass bei Genossenschaften 4½-Zimmerwohnungen am gefragtesten sind, doch auch er stellt generell eine stark gestiegene Nachfrage nach Kleinwohnungen fest.

Mietpreise wie 5'000 Franken für 170 m² Wohnfläche lassen aufhorchen und fragen, wie bei solchen Zahlen eine soziale Durchmischung der Mieter überhaupt möglich sein soll. Zum einen, so Otto Frei, bestimme die Lage zu einem grossen Mass den Preis. Andererseits ermögliche die Vermietung solcher Hochpreisobjekte dem Immobilieninvestor, mit dem Ertrag im Sinne einer Quersubventionierung auch günstigere Wohnungen anzubieten. Auch in Anja Graf's Firma ist die Quadratmeterzahl nicht der einzige relevante Faktor. Der Bau von Einzimmerwohnungen etwa bedeute auch einen grösseren Aufwand, was sich dann im Preis niederschläge. Ihr Business konzentriert sich aber auf Kleinwohnungen, da ihre Klientel meist Übergangslösungen sucht.

Weniger Wohnfläche pro Person

Auf dem Markt galt lange die Devise «grösser gleich besser», stieg doch der Anspruch auf mehr Wohnfläche pro Person in der Schweiz kontinuierlich an. Laut Claudio Durisch ist aber irgendwann eine Grenze erreicht, nämlich wenn mehr Fläche nicht mehr Nutzen bringt. Dies sei auch der Grund, weshalb momentan viele grosse, teure Wohnungen leer stehen. Nun korrigiere sich der Markt insoweit selber, als bei neuen Projekten für 4-Zimmerwohnungen 100 bis 120 m² als normal gelten. So können bei gleichbleibender Rendite mehr Wohnungen gebaut werden. Bei diesem Trend zur Redimensionierung sind die Wohnbaugenossenschaften laut Otto Frei wegweisend. Die Wohnfläche pro Person liegt bei Neubauten eher bei 25 als 30 m². Mit geschickter Anordnung der Zimmer und reduzierten Verkehrsflächen lässt sich der Nutzerkomfort optimieren.

Günstiges Wohnen ist begehrt

Genossenschaftswohnungen sind eine zukunftsweisende und kostengünstige Wohnform – und entsprechend begehrt. Häufig wechseln die Wohnungen unter der Hand, sprich: sie werden nicht ausgeschrieben, sondern genossenschaftsintern weitergegeben. Auch wenn sich Genossenschaften deshalb immer wieder dem Vorwurf der Klüngelei ausgesetzt sehen, bewähre sich dieses

Modell, und er sehe keinen Anlass, etwas daran zu ändern, so Otto Frei. Die städtische Liegenschaftenverwaltung hingegen muss freierwende Wohnungen öffentlich ausschreiben. Zugeschritten auf knappe Studenten-Budgets sind die von der WOKO vermieteten möblierten Studentenzimmer, die durchschnittlich 550 Franken kosten, Nebenkosten inklusive.

Zahlungskräftige Mieter in städtischen Wohnungen

Dass städtische Wohnungen gerne auch von gutverdienenden Personen bewohnt werden, bestätigt Claudio Durisch. Vor zwanzig Jahren habe man diese Praxis gefördert, um mit zahlungskräftigen Mietern das Steuersubstrat in der Stadt zu behalten. Da die Stadt als Vermieterin ans normale Mietrecht gebunden ist, wäre es nicht korrekt, diese Leute jetzt auf die Strasse zu stellen, bloss weil der damals klar getroffene Entscheid heute nicht mehr opportun scheint. Dies umso mehr, als bei nicht subventionierten Wohnungen, um die es sich in diesen Fällen handelt, keine Einkommensbegrenzung zu beachten ist. Zudem betont Durisch, gründliche Untersuchungen hätten ergeben, dass es sich um Einzelfälle handle.

Bei den von Otto Frei vertretenen Genossenschaften hingegen sieht das Reglement eine Einkommensobergrenze vor. Wird diese überschritten, zieht dies einen Zinsaufschlag nach sich, der in einen Solidaritätsfond fliesst. Dieser kann angezapft werden, um die Miete anderer Genossenschafter im Falle einer finanziellen Notlage zu senken.

Das Klischee des Altersmiefs, das Genossenschaften lange anhafte, ist heute Schnee von gestern. Man gehe mit der Zeit und spreche Leute aller Altersklassen an. Auch in Anja



stellen und sich ihre damit verbundenen Unannehmlichkeiten entsprechend honorieren lassen. Dies allerdings lediglich, solange nicht im Sinne eines eigentlichen Geschäfts in grossem Stil Wohnungen nur angemietet würden, um sie dann völlig übersteuert weiterzuvermieten. Für Otto Frei und Claudio Durisch hingegen wird mit solchen Exzessen die Grenze des Anstands überschritten, selbst wenn der freie Markt sie zulässt.

Städtische Landreserven erhalten

Beim Thema Wohnen stellt sich häufig die Frage: Miete oder Kauf. Die Stadt Zürich ist zurückhaltend beim Verkauf ihres Landes an private Eigentümer, obwohl dies satte Einnahmen garantieren würde. «Verkaufen nutzen das Angebot selten und wenn, dann ausschliesslich temporär, bis eine definitive Behausung gefunden ist.

Traum und Realität

Wie möchten die SuS der zweiten Klassen in fünf beziehungsweise fünfzehn Jahren wohnen? Gemäss einer Umfrage im Vorfeld der Veranstaltung träumten die meisten von einer Luxusvilla in der Stadt oder Agglomeration, sowohl kürzer- als auch längerfristig. Schauten sie hingegen der Realität ins Auge, schwebte ihnen kurzfristig mehrheitlich eine WG in einer Mietwohnung und in fünfzehn Jahren eine moderne Mietwohnung vor, jeweils in der Stadt oder der Agglomeration. Wenig erstrebenswert schien ihnen ein Leben auf dem Land oder im «Hotel Mama», und eine Genossenschaftswohnung war nur für eine kleine Minderheit eine Option. – Vielleicht hat sie Otto Frei mit seinen Ausführungen jedoch eines Besseren belehrt.

Graf's Wohnungen geht die unterschiedlichste Klientel ein und aus. Je nach Stadt sind es eher gutbetuchte Studierende, Mitarbeitende internationaler Organisationen, Banker oder anderweitige Geschäftsleute. Rund ein Drittel ihrer Mieter sind Privatpersonen, die sich aus unterschiedlichsten Gründen für eine Übergangslösung entscheiden. Familien nutzen das Angebot selten und wenn, dann ausschliesslich temporär, bis eine definitive Behausung gefunden ist.

Airbnb, Zweitwohnungen und Preisexzesse

Airbnb, das Modell, bei dem Mieter ihre persönlichen Räume temporär weitervermieten, betrachten die drei Podiumsteilnehmenden unisono nicht als Konkurrenz für ihr Geschäft, da das Zielpublikum ein völlig anderes ist. Einig sind sich Durisch und Frei in ihrer Kritik, damit werde privater Wohnraum zweckentfremdet und es gehe nicht an, dass die so generierten Einkünfte die dem Vermieter bezahlten Mietzinsen bei Weitem übertreffen. Auch Zweitwohnungen sind ein Thema, das zu Diskussionen führt, nicht nur in Ferienorten, sondern auch in der Zürcher Altstadt. Mit einem Zweitwohnungsanteil von gegen 12 Prozent liegt dieser Stadtteil einiges über dem städtischen Durchschnitt. Um den über längere Zeit nicht bewohnten Raum besser zu nutzen, käme aus Schülersicht das Airbnb-Modell in Frage. Eine andere Möglichkeit sehen sie darin, Zweitwohnungsinhaber mit einem Steuerminus zu belasten. In diesem Zusammenhang kommen auch die horrenden Preise – im diskutierten Beispiel 30'000 Franken für eine Woche – zur Sprache, die etwa während des WEF in Davos für temporär vermieteten Wohnraum verlangt und bezahlt werden. Anja Graf findet es vertretbar, wenn Private bei vorübergehenden Engpässen ihren eigenen Wohnraum anderen zur Verfügung

Freude herrscht

Das Wirtschaftsfrühstück mit Adolf Ogi

VON SANDRA NUSSBAUMER

Sie kennen Ogis geflügeltes Wort wahrscheinlich nicht mehr, die Schülerinnen und Schüler, die an diesem frühen Morgen noch etwas verschlafen in der Aula sitzen. Dennoch herrscht Freude, grosse Freude, denn Adolf Ogi ist eine beeindruckende Persönlichkeit.

Um vier Uhr seier aufgestanden und zuerst einmal eine Stunde im Wald «go loofe», erzählt er in schönstem Berner Oberländer Dialekt, um den bevorstehenden Tag in aller Ruhe im Kopf durchzugehen. Das ist Ogis Ritual. Nun steht der Alt-Bundesrat gut gelaunt, voller Elan und vitaler als mancher der Anwesenden in der Aula unserer Schule.

Adolf Ogi, einst Direktor des Skiverbandes und als Bundesrat unter anderem Sport- und Verteidigungsminister, spricht über die Bedeutung des Sports für das Individuum und für die Gesellschaft. Sport – und damit meint er nicht etwa den aktuellen Fitnesswahn, denn davon hält er nichts – sei eine Lebensschule. Indem man lerne sich an Regeln zu halten, zu kämpfen, sich durchzubeissen, zu gewinnen und zu verlieren, trage er wesentlich zur Charakterbildung bei. Und das sei wichtiger denn je. Der heutigen Gesellschaft nämlich, konstatiert Ogi, fehle es an Disziplin, dem Individuum an Eigenverantwortung, der Politik an Wille. Ogi spricht über seine Karriere als Politiker. Wie er, aus ganz einfachen Verhältnissen stammend, es bis nach ganz oben geschafft habe. Bill Clinton, Kofi Annan, Ban Ki-Moon – er kennt sie alle. Ogi ist überzeugt, dass es im Leben Zeitfenster gebe. Sie gingen auf und schlossen sich wieder. Entscheidend sei, den richtigen Moment zu erwischen. Manche Chancen kämen nicht wieder. Einfach war sein Weg nicht. Er hat Kämpfe ausgefechten,

Kritik einstecken, Niederlagen erdulden und Spott ertragen müssen. Als er als Bundesratskandidat gehandelt wurde, hat die NZZ ihm auf der Titelseite die intellektuelle Fähigkeit, die ein solches Amt verlangt, abgesprochen. Das habe ihn sehr getroffen.

Ogi spricht über Persönliches. Über seinen Vater, der ihn nach der NZZ-Schlagzeile in den Arm genommen und ihm für das Amt des Bundesrates nicht Intellekt, sondern «groossi Weesheet» gewünscht habe. Über den Tod seines Sohnes und die Stiftung, die er und seine Frau in dessen Andenken gegründet haben. Oder über die Freude, die er beim Anblick der leuchtenden Augen der Kinder in Kabul empfinde, wenn er diesen beim Fussballspielen zusehe.

Und Ogi ist nahbar. Während der Fragerunde begibt er sich ins Publikum und macht die Schülerinnen und Schüler mit einem Handshake zu seinen Verbündeten. «Gäu, Gian, du uig, mir zwöi wüsste, wie mer däm Hooligan-Problem muessti Herr wärde.» Er nimmt sie in die Verantwortung – die Jugendlichen von heute seien die Leader von morgen – und erteilt Ratschläge – hin und wieder müsse man ein Röntgenbild von sich machen, sich fragen: Wer bin ich? Ein Mathematiklehrer nimmt ihn beim Wort und lässt sich sozusagen vom ehemaligen Sportminister röntgen. Ob er genügend Sport treibe, möchte er wissen. Er esse zwar gern und gut, was der Griff an die entsprechende Körperstelle beweist, friere aber jeden Tag mit dem Velo zur Schule. (Dass es sich dabei in keinsten Weise um eine Spazierfahrt handelt, weiss jeder, der ihn schon mal hat ankommen oder wegfahren sehen!) Ogi lässt den Mathelehrer aufstehen, mustert ihn von oben bis unten, fragt nach der Länge der Strecke – 8 km hin, 8 km zurück. Er nickt anerkennend und gratuliert, um dann allerdings mit ernster Miene doch zu etwas mehr Sport zu raten. Es ist eine herrliche Szene!

Adolf Ogi wirkt mit seiner unverrückbaren Haltung, seinen Ratschlägen und seinem unverbesserlichen Optimismus zwar ein wenig grossväterlich, wie aus einer anderen Zeit. Trotzdem: Sein Auftritt war beeindruckend. Freude herrscht!

•

Medien- und Krisenkommunikation

Kommunizieren will geübt sein, Kommunikation muss gelernt werden.

VON ANITA METZGER UND
BARBARA SCHWEIZER

In den ersten zwei Tagen tauchten wir ein in die Welt der Medien. Im SRF-Studio in Oerlikon wurde uns erklärt, wie eine Sendung entsteht. Wir sahen das Sport-Aktuell-Studio und staunten, wie klein das Arena-Studio tatsächlich ist. Das Highlight war dann aber das Treffen mit SRF-Eco-Moderator Reto Lipp. Er berichtete von seinem spannenden Arbeitsalltag und beantwortete bereitwillig auch kritische und persönliche Fragen. So erfuhren wir von seinen frustrierenden Interviews mit Sergio Ermotti und dass er keine Ahnung von Fussball hat.

Nachdem der Montag ganz unter dem Stern des Mediums Fernsehen gestanden hatte, konnten wir am Dienstag das SRF-Radiostudio besuchen. Hier berichteten Eveline Kobler und Iwan Lieberherr von der Wirtschaftsredaktion über ihre tägliche Arbeit. Aber es blieb nicht beim blossen Berichten. Die beiden hatten Interviewpartner aus der Wirtschaft organisiert: den ehemaligen Kommunikationschef der Credit Suisse und den Pressesprecher des BKWs. Die Schülerinnen und Schüler erarbeiteten fleissig kritische Interviewfragen und suchten nach gelungenen Einleitungen. Am Ende durften sie das Interview im Radiostudio selbst durchführen und erhielten ein Feedback sowie die Tonaufnahme. Uns wurde bewusst, wie schwierig es ist, die Balance zwischen höflicher Informationssuche und kritischem

Nachfragen zu finden. Während die eine Hälfte der Klasse im Radiostudio beschäftigt war, wechselte die andere von der Medienkommunikation zu jener der Unternehmen. Am Beispiel der UNIA (mit Roman Burger) vom letzten Herbst erkannten wir, was alles schief laufen kann, wenn Unternehmen in Krisenfällen kommunizieren müssen. Darum übten wir gezielt, wie Pressemitteilungen formuliert werden müssen, so dass sie Unternehmen in einer schwierigen Situation unterstützen und nicht weiteren Schaden anrichten. Präzises Formulieren und das richtige Mass an Informationen ist dabei unabdingbar. Das hier Gelernte konnten die SuS bereits am nächsten Tag anwenden.

Am Mittwoch erfuhren nämlich alle am eigenen Leib, was Krisenkommunikation im Ernstfall bedeutet. Unter der Leitung von Anna Muser und Beat Krättli von der Unternehmung Metacom GmbH musste die Klasse ihre Fähigkeiten unter Beweis stellen. Die Ausgangslage: Eine Schule organisiert ein kantonales Turnfest, an dem über 15'000 Zuschauer erwartet werden. Neben einem Vergewaltigungsfall macht aber auch ein gewaltiges Unwetter dem Eventorganisator einen Strich durch die Rechnung. Viele Verletzte und auch Tote sind die traurigen Folgen. Während die eine Hälfte der Klasse mit Kameras und Mikrofonen ausgestattet als Journalisten/innen die Schule mit Medienfragen überanrannte, musste die andere Hälfte als Krisenstab der Schule diese Anfragen möglichst professionell beantworten. Schon nach kurzer Zeit ging es hektisch zu und her im Stabsraum der Schule. Die internen Telefonleitungen liefen heiss und vor der Tür wartete die hungrige Journalistenmeute. Die Emotionen gingen hoch, Hierarchien wurden hinterfragt und der Stress liess einige sogar die gute Kinderstube vergessen. Schon bald waren erste hetzerische Zeitungsartikel im Newsticker zu lesen. Es musste eine Pressekonferenz veranstaltet werden, um das schlechte Image der Schule zu korrigieren. Doch dies war einfacher gesagt als getan, denn welche Fragen würden wohl gestellt werden? Die Journalistengruppe hatte sich natürlich gut vorbereitet und brachte den Krisenstab auch gehörig ins Schwitzen. Nach vier anstrengenden Stunden ohne wirkliche Pause war dann das Schlimmste vorbei.

Das Fazit: Wir haben viel gelernt, über die anderen, aber auch über uns selbst. In einer Stresssituation kann man sich nicht mehr verstellen, muss ehrlich beantworten, was die eigenen Stärken und Schwächen sind, besonders auch im zwischenmenschlichen Umgang. Welche Rolle ich in einer Gruppe übernehme, ist dabei eine zentrale Frage. Bei uns stellte sich heraus, dass zwar die Funktionen (Leiter Krisenstab, Kommunikationschef, Sekretariat etc.) klar verteilt waren, am Ende aber oftmals die nicht dafür Zuständigen die Aufgaben inoffiziell erledigten. Eine weitere Erkenntnis war, dass das «Chef-Sein» nicht so einfach und bequem ist, wie man es sich gemeinhin vorstellt. Es gilt, die richtige Balance zwischen autoritärem und kooperativem Führungsstil zu finden. Wenn etwas schief läuft, steht man zudem schnell im Kreuzfeuer der Kritik und muss dies aushalten können. Schliesslich war es ein sehr lehrreicher, aber unglaublich anstrengender Tag für alle.

Am letzten Tag spürten wir den Duft der weiten Welt am Flughafen Zürich. Wir genossen eine kompetente Führung, wobei wir die grossen Passagierflugzeuge zum Greifen nah erlebten. Natürlich durfte auch ein Klassenfoto vor dem A380 nicht fehlen. Am Nachmittag erzählte uns die Kommunikationsverantwortliche des Flughafens Zürich, wie ihr oft hektischer Arbeitsalltag aussieht und wie sie und ihr Team in Notfällen reagieren. Am Ende des Nachmittags flogen die einen direkt vom Flughafen in die wohlverdienten Ferien: im Gepäck viele neue Erkenntnisse.



Das Swiss Economic Forum – «Live the Wild»

Das SEF 2017 war wieder ein voller Erfolg. War es auch «wild»?

VON SHANICE VERVOORT¹ (H2C)

«Stimmt es, dass Sie bewusst gegen Auflagen verstossen haben?» «Ja, das ist richtig. Ich finde einfach, dass Unternehmen heute unnötig oft eingeschränkt werden.» Die Frage wird von der bekannten Moderatorin und Journalistin Susanne Wille gestellt. Das Geständnis kommt vom Unternehmer Lionel Schlesinger, einem der sogenannten «Querdenker», der am diesjährigen Swiss Economic Forum aufgetreten ist.

Das Swiss Economic Forum (SEF) fand dieses Jahr zum 19. Mal statt. Der Event zieht jedes Jahr 1350 Führungspersönlichkeiten aus Wirtschaft, Wissenschaft, Politik und Medien an. Die attraktive Wirtschaftskonferenz ist regelmässig ausverkauft. Deshalb wird jedes Mal unter notarieller Aufsicht ausgelost, wer von den Angemeldeten letztlich teilnehmen darf.

Seit 2015 hat Dominik Isler die Geschäftsführung des SEF übernommen. Mit ihm kam auch ein frischer Wind ins Programm. Das diesjährige Programm des SEF stand unter dem Motto «Live the Wild». Der CEO des SEF, Dominik Isler, hat sich dabei folgendes überlegt: Unternehmer sind heutzutage gewaltig gefordert. Die Welt ist im ständigen Wandel und schwer lesbar. Wer in dieser Welt überleben will, muss sich dem Wandel laufend anpassen und Neues wagen. Es braucht Mut, um in unbekannte Felder vorzustossen, so Isler. Zudem muss die Politik die Unternehmen unterstützen, indem sie «freiheitliche Rahmenbedingungen» schafft.



Gewinnerteam FELFEL AG

Die Konferenz wurde von der Bundespräsidentin Doris Leuthard eröffnet. Sie betonte mit Stolz, dass die Schweizer Wirtschaft einen sehr guten Ruf im Ausland habe und sich den globalen Herausforderungen stelle. Die Meinung des Auslands ist für die Schweiz wichtig, da sie unsere Wirtschaft beeinflusst. Das hat sich auch am SEF gezeigt. So sind einige bekannte Persönlichkeiten aus dem Ausland aufgetreten. Der bekannte Harvard-Professor Clayton Christensen sprach über die Bedeutung von Innovation. Er meinte, dass nur «disruptive» Innovationen zu langfristigem Wachstum der Wirtschaft und Arbeitsplätze führen. Darunter versteht Christensen Erfindungen, die ein Produkt für alle zugänglich und käuflich macht. Ehud Barak, der ehemalige israelische Ministerpräsident, berichtete über seine Einschätzung der Weltpolitik. Der mehrfach ausgezeichnete Soldat und General sieht den Terrorismus als die eindeutig grösste Bedrohung unserer Zeit.

Trotz internationaler Verflechtung der Schweizer Wirtschaft geht es am SEF vor allem um die Schweiz. Das Programm drehte sich des-

halb vorwiegend um die Herausforderungen für Unternehmerinnen und Unternehmer unseres Landes. Bekannte Führungskräfte diskutierten auf der Bühne oder in «Breakout Sessions» sowie in den Networking-Pausen über die Probleme und Erfolgsrezepte der Unternehmen. Vielfach wurde aus strategischer Sicht berichtet, deshalb waren auch viele Verwaltungsräte anwesend, z. B. Hansueli Losli, Verwaltungsratspräsident von Coop und Swisscom AG, oder Peter Voser, Verwaltungsratspräsident der ABB-Gruppe.

Das Swiss Economic Forum ist aber nicht nur für bereits langjährige Unternehmer interessant, sondern es fördert aktiv Jungunternehmen, die erfolgsversprechend sind. Jährlich wird im Rahmen des SEF der Swiss Economic Award vergeben, gemäss Website der bedeutendste Jungunternehmerpreis der Schweiz. Die begehrte Auszeichnung prämiiert die drei erfolgreichsten Jungunternehmen in den drei Kategorien: Produktion/Gewerbe, Dienstleistung und Hightech/Biotech. Dieses Jahr haben es folgende Startups geschafft: Das Unternehmen GEOSATIS SA produziert

neuartige elektronische Überwachungssysteme für Gefängnisse. GAMAYA SA unterstützt Landwirtschaftsbetriebe mit agrarwissenschaftlichem Knowhow. FELFEL AG macht Essen am Arbeitsplatz wie im Lieblingsrestaurant möglich, nur viel billiger. Die Gewinner erhielten nebst dem Preisgeld von 25'000 CHF Medienpräsenz und Zugang zu Investoren.

Das SEF 2017 war gemäss CEO Dominik Isler wieder ein voller Erfolg. War es auch «wild»? Isler schmunzelt und verweist auf die individuellen Meinungen der Konferenzbesucher (www.swisseeconomic.ch). Wie in den Nachrichten auf SRF ersichtlich war, gab es auch eine spezielle Übernachtungsoption, die von einigen Gästen gewählt wurde: «Übernachtung im Zelt, mit Harley-Davidson-Shuttle zum Konferenzsaal». Gemäss Isler: «Ganz nach dem Song von Lou Reed: Take a walk on the wild side.»

¹ Die Autorin arbeitete das zweite Mal am SEF und konnte den Event aus nächster Nähe erleben.

Können wir guten Gewissens in den Zürcher Seen baden?

Mit der zunehmenden Lufttemperatur in der Schweiz steigen auch die Wassertemperaturen. Zum Vorteil der Badenden?

VON CHRISTOPH MEIER

Die Badesaison neigt sich dem Ende zu. Viele von uns sind auch in diesem Sommer wieder im angenehm warmen Wasser schwimmen gegangen und haben an heissen Tagen eine Abkühlung im See genossen. Doch, wie steht es eigentlich um die Wasserqualität der Zürcher Seen? – Laut kantonalen Messungen werden unsere Gewässer seit den 60er-Jahren sauberer und wärmer. Diese Meldung freut den Badenden, aber was bedeutet sie konkret? Ich greife zwei chemische Parameter heraus, die schon viel über die Qualität eines Sees aussagen:

– Sauerstoff: Sauerstoff gelangt aus der Luft über die Wasseroberfläche ins Seewasser, über sauerstoffhaltige Zuflüsse und durch Wasserpflanzen, die aber nur in den wenigen obersten Metern der Seen gedeihen können, weil es weiter unten kein Licht mehr hat. Verbraucht wird der Sauerstoff beim Abbau von abgestorbenen Pflanzen und anderem organischem Material. Damit Fische im Wasser leben können, brauchen sie eine Sauerstoffkonzentration von mehr als 4 mg O₂ pro Liter Wasser.

– Phosphor: Natürlicherweise kommt in Seen nur ganz wenig Phosphor vor. Da aber alle Tiere und Pflanzen Phosphor lebensnotwendig brauchen, begrenzt Phosphor die Biomasse. Durch massiven Düngereinsatz und das mittlerweile verbotene Phosphat in Waschmitteln gelangt viel Phosphor in die Seen, was zu Algenblüten führen kann.

Wenn es nun (zu) viel Phosphor im Wasser hat, wachsen mehr Algen – vor allem Blaualgen –, die das Wasser grün, blau oder sogar rot färben können. Diese Algen sondern häufig auch toxische Substanzen ab, was sowohl für Badende als auch für Wassertiere gefährlich werden kann. Das ist das eine. Das andere ist, dass diese grosse Algen-Biomasse irgendwann einmal abstirbt und auf den Seegrund sinkt. Dort wird sie mittels Sauerstoff abgebaut, was dazu führt, dass der Sauerstoff in tiefen Seeschichten fehlt.

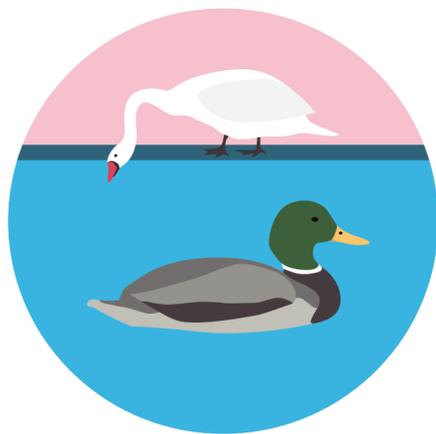
In allen Zürcher Seen hat es zu wenig Sauerstoff in der Tiefe: Im Zürichsee beispielsweise ab ca. 90 m, was nicht so schlimm ist, weil der See an vielen Stellen nicht so tief ist, im Greifensee aber schon ab ca. 6 m. Damit hat es in einem grossen Bereich des Volumens, wo Fische auch ihren Laich ablegen, zu wenig Sauerstoff.

Und was hat das alles mit der Temperatur zu tun? Warmes Wasser hat bekanntlich eine kleinere Dichte als kaltes Wasser. Die grösste Dichte hat Wasser von ca. 4°C. Wenn im Frühling und Sommer die Sonne die Wasseroberfläche erwärmt, schwimmt dieses wärmere, «leichtere Wasser» auf dem «schwereren Tiefenwasser». Das Wasser wird deshalb nur bis etwa 15 Meter unterhalb der Oberfläche wärmer, darunter bleibt es ganzjährig 4°C kalt.

Auch bei einem starken Wind werden im Sommer deshalb nur die obersten paar Meter umgewälzt und dabei mit Sauerstoff versetzt. Im Winter hingegen, wenn über die

gesamte Tiefe eine mehr oder weniger einheitliche Temperatur von 4°C herrscht, kann die ganze Wassersäule umgewälzt werden und es kommt wieder Sauerstoff in die tiefsten Schichten. Wenn nun aber die Temperatur steigt – gemäss einem Bericht der Zürichsee Zeitung stieg die mittlere Oberflächentemperatur des Sees im Monat Mai in den letzten 40 Jahren von 10 bis 12°C auf 17 bis 18°C –, dann ist das Seewasser längere Zeit des Jahres stabil geschichtet. Das bedeutet, dass weniger Sauerstoff in die tieferen Schichten gelangt. Eine höhere Oberflächentemperatur begünstigt zudem die Entwicklung von Zerkarien (parasitische Larven) und Entenflöhen, die bei den Badenden Juckreiz auslösen können. Ausserdem können sich gewisse Fisch- und Krebsarten, welche aus privaten Aquarien ausgewildert wurden, wegen der höheren Temperaturen zum Teil vermehren und so das natürliche ökologische Gleichgewicht stören, indem sie heimische Arten verdrängen.

Was kann man tun? Einerseits kann man darauf achten keine phosphathaltigen Abwaschmittel zu kaufen (dort ist Phosphat im Gegensatz zu Waschmitteln noch erlaubt). Andererseits soll man möglichst keine Dünger im Garten ausbringen und beim Kauf von Nahrungsmitteln darauf achten, Bio- oder IP-zertifizierte Produkte zu kaufen.



Variations on Themes

Ein Lyrikprojekt im Fach Englisch, betreut von Patrick Henderson

Even though I've given you all, I'm nothing

VON MIKA RUSTERHOLZ (G4D)

Her secret lover
Pressed his skin on her,
Kissed her.
She calmed,
He smiled,
Wistfully.

Jealousy

VON LUCA MOCK (G3B)

They'd lie awake, fat ladies
that no one chose,
Thinking about a beautiful
young girl. Marvellous.
The way her face looked
in different lights,
The way she stood. It's all fiction.

They'd lie awake, fat ladies,
only one small
Episode in their hated lives.
Not a turning
Point at all. Everything yet
to get through.

They'd lie awake, fat ladies.
It is within reach. In the end they'd
Be lovers. An intolerable idea.

Falling or Flying?

VON GEORGINA HARTMANN (G2B)

She looked at him
The love she felt
Dangerous, unknown
Like falling backwards
Falling from the highest mountain
Exciting, new
Feeling (his) lips felt
Like flying after falling
Did she lose something?
Her heart was his
Hope shall never die
For he won't break it.

I wander lonely as a cloud

VON KIRA SAMIDE (G3B)

Where are they now, the brighter days?
Where is the boy I remember?
Where are they now, his flowers?
Where is the heat of his hand?

Late Kiss

VON JON HEINSS (G2D)

Lena arrived terribly late
Half of an hour
She left me alone
With the cigarette-smoking girl
And it should have been darker
So I could have
kissed mein lieblich.

Treasure

VON SARA GHERARDI (G3B)

He was looking at her
His eyes filled with amusement
She spun round and round
As if she were the center of
some whirlwind

He was looking at her
With spellbound eyes
She spun round and round
Pursuing the other heart

Do not go gentle into that good night

VON HECTOR PASTEGA (G3B)

Where they now, the seven midgets?
They lived at the Peter Pan Club.
And where is Peter Pan?
The boy devoured the last rabbit,
The bug-eyed, flying elephant.
The meddlesome cat
killed for reasons of lust,
The red circle of faces going
down to play, play up.
Fun went wrong.



Architektur-Modell der neuen Mediothek

Umbau der Mediothek

An der KSH entsteht ein zeitgemässes Informationszentrum – ein Ort der Begegnung, eine Oase der Ruhe und ein Magnet für Wissensdurstige.

Schon vor den Sommerferien wurde der gesamte Bestand sicher verpackt und der Umbau des «Westtraktes» in Angriff genommen. Die lärmigsten Ausbaurbeiten sind bereits über die Bühne – zum Glück ohne grosse Beeinträchtigung des Schulbetriebs. Voraussichtlich wird die Mediothek im Frühjahr 2018 in ihrem neuen Kleid erstrahlen. Die Medien warten sehnsüchtig darauf, wieder ans Tageslicht zu kommen! Eines sei jetzt schon verraten: Es entsteht ein lichtdurchflutetes und zeitgemässes Informationszentrum, welches auch flexibel für Lesungen, Elternabende und weitere Schulanlässe genutzt werden kann. Schön ist auch, dass hiermit ein Treffpunkt für alle geschaffen wird. Die Begegnungen tragen sicherlich zu einem noch lebendigeren Schulleben bei. Die Mediothek ist aber auch als ein Ort für die stille, konzentrierte Arbeit gedacht, als eine Oase der Ruhe! An den zahlreichen neuen Arbeitsplätzen können die Schüler und Schülerinnen Hausaufgaben und Arbeitsaufträge aus dem Unterricht erledigen.

Elektronisches Absenzensystem

Liebe Leserin,
lieber Leser

VON DANIEL ZAHNO

In den letzten Jahren haben die Absenzen der Schülerinnen und Schüler stetig zugenommen. Die Gründe lassen sich grob in drei Kategorien unterteilen: Krankheit, psychische Belastungen und «Schwänzen». Die Absenzen aus den Kategorien psychische Belastungen und «Schwänzen» bereiten uns zunehmend Sorgen. In der letzten Frühjahrstagung der Schulleiterkonferenz haben wir uns intensiv den zunehmenden Absenzen aus psychischen Gründen gewidmet und festgestellt, dass alle Zürcher Mittelschulen vermehrt davon betroffen sind. Wir haben Verständnis für die vielfältigen Belastungen denen unsere SuS heute ausgesetzt sind. Eine frühzeitige Information der Lehrpersonen und der Schulleitung über besondere Probleme der SuS erleichtert es allen, eine optimale Lösung zu suchen und finden.

Auch das «Schwänzen» hat in letzter Zeit zugenommen. So stellen wir fest, dass zum Beispiel vor dem Abgabetermin der Maturitätsarbeiten, in den Zeiten vor den Querschnittsprüfungen oder bei Open Airs auffällig viele SuS den Unterricht nur noch selektiv besuchen und, wenn überhaupt, ihre Absenzen mit «Übelkeit» oder «Schwindel» entschuldigen. Während den Absenzen geht der Unterricht weiter und die SuS verpassen Lerninhalte, die sie selbstständig nachholen und aufarbeiten müssen. Dies ist nicht immer einfach und erfordert Disziplin und einen Mehraufwand.

Auch im Zeitalter von Bildung 4.0, 5.0 und zunehmender Digitalisierung ist und bleibt die Mittelschule eine Schule die vom Unterricht im Klassenverband vor Ort lebt. Die digitalen Entwicklungen müssen in den Unterricht einfließen, können aber den klassischen Unterricht vor Ort nicht vollständig ersetzen. Die Lernbeziehungen zwischen Lehrpersonen und SuS sowie die in der Klasse stattfindenden Interaktionen unter SuS sind wesentlich zur Erlangung von Kompetenzen und Werthaltungen. Die Aneignung

von Wissen und Kompetenzen erfordert in jedem Fall Zeit. Dies wird von den SuS häufig unterschätzt und so können relativ schnell Lücken entstehen, die nur mit grossem Aufwand geschlossen werden können. Damit wir und die Eltern bei Absenzen rechtzeitig und besser intervenieren können, haben wir auf Beginn des Schuljahres 2017/18 ein elektronisches Absenzensystem eingeführt. Die Absenzen werden von den Lehrerinnen und Lehrer mindestens einmal pro Woche im Intranet erfasst und sind für alle Beteiligten (SuS, Eltern, Lehrpersonen und Schulleitung) jederzeit einsehbar. Absenzen die von den SuS nicht fristgerecht entschuldigt werden, gelten als unentschuldig. Nach drei unentschuldigten Absenzen erhalten die Eltern ein Schreiben von der Schule und das Gespräch zwischen Schule und Eltern kann gesucht werden. Bis zu den Herbstferien ist das elektronische Absenzensystem in einer Pilotphase. Gerne nehmen wir während dieser Phase auch ihr Feedback dazu entgegen. Wir hoffen, mit diesem System einen weiteren Beitrag zum Austausch zwischen Eltern und Schule zu leisten und damit den SuS den Schulalltag zu erleichtern.

•



Daniel Zahno, Rektor

Das Argument von der Unnatürlichkeit

Wie natürlich ist die Natur?

VON RUFUS BUTZ

Oft hört man in Diskussionen Argumente (bzw. Argumentsfragmente) wie «das ist doch unnatürlich [und deshalb abzulehnen]», «das ist ein Eingriff in die Natur, das geht doch nicht» und Ähnliches. Oft auch wird dieses Argument von beiden Seiten der Diskussion, nicht nur von demjenigen, der es vorbringt, unhinterfragt akzeptiert, oft fungiert es als sogenanntes Totschlagargument, gegen das nicht mehr viel zu bewerkstelligen ist. Eine genauere Prüfung des Arguments von der Unnatürlichkeit, wie ich es nennen möchte, soll im Folgenden geschehen, denn: Meines Erachtens reihet es sich in die Reihe von rhetorischen Tricks ein, die in Argumentationen immer wieder angewendet werden und gegen die sich schon Platon mit Vehemenz gewendet hat, da sie nicht zum Zweck der Wahrheitsfindung, sondern der sophistischen Überredung/Täuschung eingesetzt werden. Selbstverständlich kann ein einzelnes Argument, das etwas aus Gründen der Unnatürlichkeit ablehnt, inhaltlich gültig, aufrichtig gemeint und auch überzeugend sein. Hier geht es aber nicht um ein konkretes Argument, sondern darum, dass oft unhinterfragt ein Massstab der Natürlichkeit in Diskussionen angewendet wird, der bei genauerer Betrachtung nicht funktioniert.

Was ist also falsch an dieser Art von Argumentation? Meines Erachtens zweierlei: Erstens wird ohne Diskussion etwas als absolut gesetzt, was nicht absolut gültig ist. Natur ist etwas Wertvolles, sicher, aber kein absoluter Wert an sich (wenn es das denn überhaupt gibt). In unserer modernen, hochtechnischen, postindustriellen Zeit wird

Natur verständlicherweise zur Projektionsfläche von romantischen Konzepten von Ursprünglichkeit und Unverfälschtheit. Der Zivilisationsprozess hat uns – zum Glück – so stark von der Natur gelöst, dass wir nun wieder rousseauistisch in der Lage sind, ebendiese zu suchen. Man schaue sich nur all die Werbungen an, die mit Natürlichkeit, alles Natur, oder besser noch natura, die potentiellen Käufer zu locken versuchen. Alles natura, wer kann da schon nein sagen! So sehr ich Bioprodukte schätze und einen Spaziergang oder eine Wanderung in der «freien Natur» liebe, man darf nie vergessen, dass die Natur, unsere Umwelt (oder Mitwelt, nach Meyer-Abich), ein von Menschen mitgeschaffener und mitgestalteter Wert ist, der nie absolut zu setzen, sondern immer mit den menschlichen Interessen und Wünschen zu vermitteln ist. Und: bei aller Liebe zur Natur, wer würde allen Ernstes auf all die Errungenschaften der modernen Technik gerne verzichten?

Zweitens ist der Bezug auf Natur schon ungenau. Die Natur, von der all die Werbungen sprechen, ist sicher nicht die rohe, ungebändigte, lebensbedrohende Kraft, sondern die von Menschen geformte bzw. imaginierte Natur, die immer auch kulturell bearbeitet wird. Die Natur wird zur Kultur-Natur. Das war schon seit Anbeginn der Menschheitsgeschichte so, der Mensch domestizierte die Tiere, griff in die Natur ein, veränderte sie, wo es ging, schützte sich vor ihr, gestaltete sie...

Deshalb wäre es sinnvoller zu fragen, ob ein «unnatürlicher» Eingriff in die «Natur» sinnvoll und erfolgsversprechend ist, ob er zu risikoreich ist, ob er vor künftigen Generationen verantwortbar ist. Die letzten vierzig Jahre haben uns gelehrt, dass wir die Natur pflegen und schützen sollen, das ist heute common sense geworden – man darf aber nie vergessen, dass Natur und Kunst, um mit Goethe zu sprechen, sich nur scheinbar widersprechen, in Tat und Wahrheit aber sich finden («die künstliche, künstlerische Natur»), in einem dialektischen, historischen Prozess, der immer wieder neu zu Reflexion und Adaption aufruft.



Rufus Butz,
Deutsch- und Philosophielehrer

Oktober 2017

- 2.-6. Arbeitswochen (nicht alle Klassen), Studienreisen (G4, H3)
- 9.-20. Herbstferien
- 23. Schulbeginn
- 30./31. Aufnahmeprüfung IMS (Unterricht findet statt)

November 2017

- 14. Infoabend Gymnasium und HMS, Aula, 17.30-19.00 Uhr und 19.30-21.00 Uhr
- 21. Schnuppertag Sekundarschüler und Überreter
- 23. Forum KSH zum Thema «The day the music died – Die Schweizer Musikindustrie und die Herausforderung der Streamingdienste», Aula, 10.45-12.15 Uhr
- 24. Weiterbildung Lehrerschaft (unterrichtsfrei, SOL)

Dezember 2017

- 21. Weihnachtskonzert, Aula, 18.30 Uhr
- 25. Weihnachtsferien

Januar 2018

- 8. Schulbeginn
- 31. Ende Probezeit

Februar 2018

- 2. Präsentation Maturitätsarbeiten, 7.45-18.00 Uhr
- 12.-23. Sportferien
- 26. Schulbeginn

März 2018

- 7. Besuchstag
- 8.-11. Orchesterlager
- 12./13. Aufnahmeprüfung (unterrichtsfrei, SOL)
- 15. Forum KSH zum Thema «Sozialpartnerschaft», Aula, 10.45-12.15 Uhr
- 28. Aufnahmeprüfung mündlich (unterrichtsfrei, SOL)
- 30. Karfreitag

KORRIGENDA KSH-WISSENSQUIZ

Wir entschuldigen uns in aller Form für die allfällig verursachte Verwirrung und Frustration.

Antworten Deutsch:
Aufgabe 6: A-e (es gibt gar kein f!)

Antworten Geschichte:
Aufgabe A – c; B – d; C – e; D – a; E – b
(alle Antworten waren verschoben!)

Biologie Kreuzworträtsel:
1 senkrecht: Oberflächenvergrößerung
(1 Feld zu viel!)

IMPRESSUM

Redaktionsschluss Nr. 1/2018:
2. März 2018

Redaktion:
Barbara Ingold (b.ingold@ksh.ch),
Sandra Nussbaumer (s.nussbaumer@ksh.ch)

Mitwirkende an dieser Nummer:
Rufus Butz, Magali Bühler, Ilja Gebistorf, Sara Chherardi, Aranya Giupagarar, Louis Gürber, Simon Haas, Georgina Hartmann, Jon Heins, Patrick Henderson, Barbara Ingold, Nadine Koller, Christoph Meier, Anita Metzger, Luca Mock, Sandra Nussbaumer, Hector Pastega, Tim Reinhart, Mika Rusterholz, Kira Samide,

Stefan Saxer, Christoph Schnüriger, Barbara Schweizer, Verena Stauffacher, Martin Strauss, Shanice Vervoort, Daniel Zahno

Fotografien:
Simon Haas, Philip Böni

Gestaltung:
gyselroth™ – Agentur für Brand Identity und Digital Media,
Simon Haas (BG-Seite)

Druck:
Bühler Druck AG, Schwerzenbach

Abenteuer

Wer etwas erleben will, lässt das Smartphone zuhause.

VON BARBARA INGOLD

Ich fühle mich so abenteuerlich!, flüsterte Sibel durch das Gezirpe der Zikaden. Wir befanden uns auf dem Rückweg nach Cuetzalan im mexikanischen Bundesstaat Puebla, die Abenddämmerung tauchte den Dschungel in ein diffuses Licht, und man musste sich gut auf den schmalen Pfad konzentrieren, um nicht zu stolpern. *So etwas habe ich noch nie erlebt! Wir haben ja nicht einmal Natel-Empfang!*, präzisierte Sibel ihr «abenteuerliches Gefühl». Was anfänglich bei den Schülerinnen und Schülern meiner G3c noch für Tränen gesorgt hatte, entpuppte sich nun also als Mehrwert!

Das war 2006, lange vor dem Smartphone. Man hatte noch «Natels» und die konnten fast nichts – trotzdem hingen die Teenager den ganzen Tag an ihren Nokias und tipperten SMS, was das Zeug hielt. Die ubiquitäre Erreichbarkeit und das globale Kommunikationsbedürfnis waren schon epidemisch, und entsprechend gross das Ablenkungspotential der digitalen Gadgets. Was die harmlose Wanderung im mexikanischen Dschungel für Sibel so besonders machte, einen kribbligen Schauer auslöste, war weniger die tropische Flora, der idyllische Wasserfall oder die exotische Geräuschkulisse als vielmehr das Wissen um ebendiese Unerreichbarkeit: *Wenn wir uns jetzt verlaufen würden, könnten wir ja keine Hilfe anfordern. Wir müssten die Nacht im Urwald verbringen...*, sinnierte sie weiter.

Ein Abenteuer ist ein von Alltag und Routine komplett losgelöstes Erlebnis voller Unwägbarkeiten, die Erfahrung existentieller Unsicherheit. Daraus resultiert eine psychische Herausforderung, oft gekoppelt an eine physische, welche die Sinne schärft. Auf die

eigenen Ressourcen zurückgeworfen, ist man ganz präsent im Hier und Jetzt. Diese gesteigerte Wahrnehmung verleiht dem Erlebten die für das Abenteuer typische ungewöhnliche Intensität. Das Mobiltelefon ist dieser Grenzerfahrung aber abträglich: Einerseits ist man versucht, durch Live-Berichterstattung Kreti und Pleti am Geschehen teilhaben zu lassen (*Hey, mir sind ez grad im tschungel und es wird dunkel – meega imfall!*), womit man gedanklich eben nicht mehr ganz bei der Sache ist. Andererseits trägt man quasi eine Notfall-Rückversicherung im Sack, was das potentielle Risiko der Unternehmung erheblich senkt – und damit auch den Adrenalinspiegel. Sibel hatte dies intuitiv erfasst.

Angenehm sind echte Abenteuer im Moment des Erlebens aber selten – sie gewinnen meist erst in der Retrospektive. 1994, über zehn Jahre vor meiner KSH-Mexikoreise, lebte damals noch im Südpazifik, ging ich eines Tages wirklich mit einem guten Dutzend Schüler im Dschungel verloren. Was als privater Sonntagsausflug mit meiner Maturklasse der Ecole Française von Port-Vila, Vanuatu, begann, endete in einem zweitägigen Albtraum. Der idiotische Plan der Schüler: In alten Autopneus einen Fluss runter durch den Dschungel zu raften bis zu einer seichten Stelle, wo irgendein ortskundiger Onkel uns abfangen und aus dem Busch lotsen sollte. Die Umsetzung scheiterte schon am Onkel, der uns einfach vergessen hatte. Wir verpassten also prompt den Ausstieg, gerieten in heftigste Strömung, schafften es in einer Biegung aber knapp ans Ufer. Von Stromschnellen teils arg lädiert, kletterten wir aus der Schlucht – am Wasser war kein Durchkommen mehr – und kämpften uns durchs dichte Unterholz. Ohne Kompass und Buschmesser schien die Sache von Anfang an ziemlich aussichtslos, denn die Sonne sieht man durchs Dschungeldach nicht, unsere Uhren hatten wir alle ausgezogen und den Flusslauf auch bald verloren. Proviant hatten wir keinen dabei, nicht einmal Wasser. Als es langsam dunkel wurde, dämmerte uns, dass wir die Nacht im Dschungel verbringen müssen. Durst, Hunger und Angst machten sich breit.

Die zarte Elise bekam Stressasthma und das Grossmaul Ludovic wurde hysterisch, tobte wie ein Berserker und wollte auf eigene Faust weiter. Eine beherzte Ohrfeige – ich hatte das mal in einem Film gesehen – brachte ihn

jedoch rasch zur Besinnung und so verbrachten wir die Nacht frierend unter den Luftwurzeln eines Baumgiganten. Am nächsten Morgen hatten sich die Schrammen unseres missglückten Rafting-Versuchs bereits voll entzündet. Alle hatten Kopfschmerzen und höllischen Durst. Wir fanden zwar eine Pfütze, aber nichts Essbares – den verwaisten Frischling, der sich während der Nacht zu uns gesellt hatte, mochte keiner töten. Wir schlepten uns den ganzen Tag lang weiter durchs Gestrüpp, das Wildschweinchen immer auf unseren Fersen. Wenn ein gewisser Punkt der Erschöpfung einmal überschritten ist, setzt der innere Autopilot ein und man geht mechanisch weiter. Wir machten einander Mut, immerhin befanden wir uns ja auf einer Insel, irgendwann würden wir ans Meer stossen. Unsere Gespräche drehten sich anfangs vorwiegend um Hungerphantasien, wurden dann aber immer ernster und tiefsinniger: Es wurden Grundwerte relativiert, Zukunftspläne revidiert, Gelübde abgelegt. Dann verstummten wir zunehmend, Resignation und Zweifel machten sich breit, Ludovic und das Ferkel wichen nicht mehr von meiner Seite.

Ein Schmerzensschrei brachte die Wende: Manuel, der schon im Fluss einen Schuh verloren hatte, blutete aus seinem nackten Fuss: Er war auf Stacheldraht getreten. Ich jubelte! Der Draht gehörte wie vermutet zu einem verfallenen Zaun, der uns schliesslich in eine kleine Lichtung führte. Fast alle Einheimischen sind nämlich Selbstversorger und legen ihre Gärten wettergeschützt oft tief im Urwald an. Tatsächlich stand da eine Grashütte mit frischem Proviant – der Besitzer würde bald zurückkehren. Wir tanzten vor Erleichterung – noch nie hatten Wasser und Bananen besser geschmeckt! Als gegen Sonnenuntergang der geplünderte Nivan endlich auftauchte, entschuldigend wir uns

für unser Eindringen und baten ihn, uns aus dem Wald zu führen. Wir alle wollten, von einer plötzlichen Euphorie erfasst, ungeachtet unseres Zustands und der Dunkelheit, sofort aufbrechen. Wie lange der Weg aus dem Wald denn sei. Verwunderter Blick. *In Stunden*, präzisierte ich. Er lachte. Sein Vater besitze zwar eine Uhr, ein Geschenk eines US-Soldaten aus dem Krieg, doch sei das Zählen von Stunden sinnlos. Mal sei eine Stunde doch lang, mal kurz... (Die tiefe Wahrheit dieser Antwort begriff ich erst Jahre später.) Gegen Mitternacht, nach sechs Stunden halbblindem Fussmarsch, erreichten wir schliesslich ein Dorf, wo sich sofort jemand auf den Weg zur nächsten Plantage machte, und kurz darauf brachte uns ein Pick-up zurück nach Port-Vila.

Hätten wir damals Smartphones gehabt, wir hätten uns wohl unter den nächsten Baum gesetzt, Selfies geschossen und seelenruhig auf unsere Rettung gewartet. Wie langweilig! Es war gewiss kein Sonntagsspaziergang und hätte böse enden können – trotzdem möchte ich dieses Abenteuer nicht missen, gehört es doch zu den lehrreicheren Erfahrungen meiner Vita: 1. Die Grenzen der physischen Belastbarkeit sind viel weiter gesteckt, als wir glauben. 2. Eine Ohrfeige im rechten Moment wirkt Wunder. 3. Zeit ist tatsächlich relativ. 4. Abenteuer verbindet! Übrigens wurde die Klasse Terminale 1a jahrgangsbeste, Ludovic über Nacht erwachsen und Elise hatte nie mehr Asthma. (Keine Ahnung, was aus dem Schweinchen geworden ist.)

•

